



Glaubensarbeit

Die religiöse Landschaft der Schweiz hat sich in den letzten vier Jahrzehnten verändert. So kamen mit den Migranten neue Religionen, und die Zahl der Konfessionslosen stieg von 1 auf über 20 Prozent. Demgegenüber haben die Landeskirchen nicht nur Mitglieder verloren – waren 1970 noch 95 Prozent der Bevölkerung katholisch oder reformiert, sank ihre Zahl gemäss Bundesamt für Statistik auf 65 Prozent im Jahr 2012. Zudem haben heute zwei Drittel der Christen ein distanziertes Verhältnis zur Kirche: Sie bezahlen Kirchensteuer, gehen aber kaum hin. Anders die Freikirchen. Diese erlebten wachsenden Zulauf, und für ihre Mitglieder sind Glaube und der Besuch von Gottesdiensten wichtig. Das zeigt eine aktuelle Nationalfondsstudie.

Im Umfeld von Glaube und Religion üben zahlreiche Personen vielfältige Berufe aus – die Päpstliche Schweizergarde ist wohl das spektakulärste Beispiel. Auf den nächsten Seiten stellen wir weniger bekannte Tätigkeiten und Arbeitnehmende vor. Sie kommen aus dem Umkreis der Freikirchen (5,7 Prozent Konfessionszugehörige), der jüdischen (0,3 Prozent) und der islamischen Glaubensgemeinschaften (4,9 Prozent). In der Weihnachtszeit fallen sie mit ihren Uniformen und ihrem gitarrenbegleiteten Gesang in der Fussgängerzone auf. Das ganze Jahr über, einmal die Woche nachts, sind zwei Frauen für die Heilsarmee im Zürcher Rotlichtmilieu unterwegs. Sie gehen zu den Tänzerinnen und Prostituierten, sie bieten ihnen heisse Suppe sowie einen geheizten Treffpunkt an und nur auf Wunsch Bibelworte (Seite 16). Der Glaube regelt den privaten wie den geschäftlichen Tagesablauf eines jüdisch-orthodoxen Kaufmanns und Geschäftsinhabers. Nur begleitet von einem Aufseher, der die Einhaltung der jüdischen Speisegesetze kontrolliert, darf er seinen «erlaubten» Käse und seine koschere Schokolade herstellen lassen (Seite 20). Nicht weniger akribisch wacht ein islamischer Rechtsgelehrter darüber, ob der Vorschlag für ein bestimmtes Bankgeschäft mit dem Islam kompatibel ist, dass also zum Beispiel nicht spekuliert wird. Der Banker mit syrisch-deutschen Wurzeln, der seine Kunden in der Schweiz berät, baute das islamische Banking zuvor bei UBS und Credit Suisse mit auf. Sein Geld legt er nicht nur nach diesem Finanzsystem an (Seite 23).

Einen neuen Weg zu einem etablierten Beruf gehen die evangelisch-reformierten Landeskirchen. Obwohl sich ihr Anteil seit 1970 auf 27 Prozent fast halbiert hat, rechnen die Reformierten damit, dass ihnen in wenigen Jahren die Pfarrpersonen fehlen werden. Abhilfe schaffen soll ein mit der Theologischen Fakultät der Universität Bern durchgeführtes, einmaliges Quereinsteigerstudium für Akademiker (Seite 26).

Paola Pitton

S O L D A T I N N E N D E R N Ä C H S T E N L I E B E

Beutelsuppe und Seelennahrung

Dienstagnachts sind zwei Frauen der Heilsarmee im Zürcher Rotlichtmilieu unterwegs. Bei Gebäck und Gespräch wollen sie den Sexarbeiterinnen etwas von ihrer Würde zurückgeben.

Text **Claudia Kuhn** Fotos **Simone Gloor**

Zürich, Kreis 4, 22.30 Uhr. Zwei Frauen ziehen einen Handwagen von der Ankerstrasse über den Helvetiaplatz zur Müllerstrasse. Sie fallen auf, obwohl sie mit ihrem Einsatz noch gar nicht begonnen haben. Zwei Radfahrerinnen lachen, interessieren sich für den Inhalt des Handwagens. Es sind Backwaren: Süsses und Salziges. Gestiftet von einer Zürcher Konditorei. Die Frauen sind unterwegs im Namen Gottes, genauer gesagt im Auftrag der Heilsarmee. Cornelia Zürrer Ritter und Hanni Richner arbeiten für das Projekt Rahab (siehe Kasten Seite 18). Sie suchen Prostituierte und Tänzerinnen auf. Konkret besuchen sie die Sexarbeiterinnen in deren Umfeld im Kreis 4, auf der Strasse und in den Salons. Der «Chreis Cheib», wie das Quartier im Volksmund heisst, ist bekannt für sein Drogen- und Rotlichtmilieu.

Vorbereiten für die Nacht

Die Heilsarmeefrauen gehen zunächst zur Rahab-Anlaufstelle an der Hinterseite eines Heilsarmee-Wohnheimes. Ein kleines Zimmer und eine Küche, die auch als Büro dient, Tisch, Stühle, ein Regal mit Informationsbroschüren: von A wie Alkoholmissbrauch über D wie deutsche Rechtschreibung bis T wie Trauma. «Der Raum ist nicht gross, aber optimal gelegen. Im Milieu und doch etwas geschützt am Rand», sagt Cornelia Zürrer. Der Kreis 4 sei teuer geworden, 150 bis 250 Franken zahlten die Prostituierten pro Tag für ein Zimmer ohne Küche; mit etwas Glück mit eigenem WC. Räume finden diese immer weniger. Die Stadt will das Quartier aufwerten, die Prostitution eindämmen. «Welche Familie will schon mitten im Milieu Wurzeln schlagen?», fragt Cornelia Zürrer und stellt mit Hanni Richner die Essensboxen ab. Sie wirft die Kaffeemaschine an. Viele Wohnungen wurden und werden umgebaut. Sie stehen den Prostituierten nicht mehr zur Verfügung. Dadurch verlagert sich die Prostitution

immer mehr in den Untergrund, was die Arbeit der Rahab-Frauen erschwert. Die beiden bereiten erste Teller vor mit Schnittchen und Süssigkeiten. Alles wird portioniert, wenn nötig durchgeschnitten. Es muss für alle reichen. Die Tütensuppen stehen bereit: Kürbiscrème- und Erbsensuppe. Niemand weiss, was die Nacht bringt. Bevor Cornelia Zürrer und Hanni Richner auf die Gasse gehen, kleben sie einen Zettel an die Tür: «Rahab-Anlaufstelle ab 0.30 Uhr geöffnet». Die Sexarbeiterinnen, die kommen wollen, sollen sich willkommen fühlen und wissen, wann die Rahab-Frauen für sie da sind.

Essen öffnet Herzen

Cornelia Zürrer ist Sozialpädagogin und Soldatin der Heilsarmee. Seit 1998 arbeitet sie in einem 30-Prozent-Pensum für Rahab. «Der blaue Heilsarmeehut und die blaue Jacke lassen keine Missverständnisse entstehen. Die Uniform ist auch ein Schutz für mich», sagt die 48-Jährige. Hanni Richner ist nicht Mitglied der Heilsarmee. Die 52-jährige Sozialpädagogin ist zu 20 Prozent bei der Heilsarmee angestellt und arbeitet daneben in einem Heim für Menschen mit psychischer Beeinträchtigung. Sie trägt keine Uniform, aber ein T-Shirt mit Heilsarmee-Emblem. Mit vier Plastiksäcken voller Backwaren machen sich Cornelia Zürrer und Hanni Richner auf den Weg. Ein paar Sexarbeiterinnen stehen gegenüber der Anlaufstelle beim Hotel Chilli's. «Hier war die Polizistenaffäre», erinnert sich Cornelia Zürrer. Es ging um Begünstigungen im Milieu. Eine junge Prostituierte winkt herüber. Die Rahab-Frauen sind bekannt und gern gesehen. Die Frauen der Heilsarmee und die Dirnen umarmen sich. Tanja ist neu. Die Kolumbianerin kam über Spanien in die Schweiz. Cornelia Zürrer wird sich später ihren Namen notieren. Es ist ihr Anspruch, die Sexarbeiterinnen beim Vornamen zu kennen. Was gar nicht so einfach ist. Viele ändern ihre Namen häufig oder passen ihr Äusseres an. Cornelia Zürrer und Hanni Richner offerieren ihre Backwaren. Die Prostituierten greifen zu. Es ist 23.15 Uhr.

Im Weitergehen zeigt Cornelia Zürrer auf das Restaurant Sonne. «Das ist eine Kontaktbar. Hier fangen viele mit dem Gewerbe an.» Vor der Red Light Bar steht eine Afrikanerin. Sie nimmt das angebotene Essen und bedankt sich: «Wenn ihr zu uns kommt, haben wir das Gefühl, dass wir noch Menschen sind.» Gegenüber, bei der Barizzi Bar, hocken zwei Männer mit langen Haaren auf einer Holzbank. Links aussen sitzt das «Monument der Brauerstrasse». So bezeichnet sich eine Transfrau aus Portugal, da sie seit fast zehn Jahren immer an diesem Ort anzutreffen ist. Die gesprächige Prostituierte mit den langen schwarzen Haaren und dem schönen Décolleté ist als Mann geboren, fühlt sich aber dem weiblichen

Cornelia Zürrer (links)
und Hanni Richner mit
Proviant unterwegs
auf der Langstrasse.



«Welche Familie will schon
mitten im Milieu Wurzeln schlagen?»

Cornelia Zürrer

«Die Uniform ist auch ein Schutz für mich.»

Cornelia Zürrer

Geschlecht zugehörig. Sie ist verärgert, da sie 3000 Franken Busse zahlen musste. «Es ist ungerecht. Prostitutionstouristinnen werden gerade mal 24 Stunden weggewiesen und ich, die ich angemeldet bin, Steuern und AHV zahle, für sieben Tage.» In Quartieren mit mehr als 50 Prozent Wohnanteil ist Prostitution auf der Strasse nicht erlaubt, das heisst, Sexarbeiterinnen dürfen keine Freier ansprechen. Werden sie wie die Transfrau dabei erwischt, kann die Polizei eine Wegweisung aussprechen. Da die meisten Prostituierten im Quartier auch wohnen, kommt das einem Hausarrest gleich. Zusätzlich wartet besonders auf «Wiederholungstäterinnen» eine hohe Busse. Wer sie nicht zahlen kann, muss für einige Tage ins Gefängnis. Besonders schwer treffe es Transfrauen, die dann in der Regel in einem Männergefängnis landeten, erzählt Cornelia Zürrer.

Hinter verschlossenen Türen

23.45 Uhr: Nur 100 Meter weiter in der Parterrewohnung mit der Aufschrift «Sportmassage» scheint niemand zu Hause zu sein. Doch plötzlich sehen Cornelia Zürrer und Hanni Richner, wie ein schlanker Mann in Unterhose durch den Raum hüpfte. Sie klopfen. Er begrüsst sie höflich, nimmt einen Happen entgegen und entschuldigt sich, er müsse sich zu recht machen. Der junge Mann arbeitet in Frauenkleidern. Die beiden überlegen eine Weile vor der geschlossenen Tür, er kommt ihnen bekannt vor. «Ja, das ist doch Dana», sagt Hanni Richner. Sie hat ihn an einer Vernarbung im Gesicht erkannt.

Auf der Treppe vor einem Imbiss sitzen zwei sehr junge Frauen aus Osteuropa, Rumäninnen. «Wollt ihr etwas essen?»

fragt Hanni Richner und streckt den Prostituierten Sandwiches entgegen. Sie greifen etwas scheu zu. Sie sind neu im Bezirk. «Seit einigen Monaten sind wieder mehr junge Frauen aus Osteuropa da», ist Cornelia Zürrer aufgefallen. Bei diesen wirke oft ein Zuhälter im Hintergrund. Und sie seien in der Regel jünger als die anderen Prostituierten. «Jetzt gehen wir in die Häuser», kündigt Hanni Richner an. Im Club Eros Wave wollen sie fünf Ungarinnen besuchen. Eine junge Prostituierte schickt die beiden nach oben. Dort befinden sich die privaten Räume der Sexworkerinnen, unten sind die Arbeitsräume. «Die Männer können am Eingang durch eine Kamera die Frauen begutachten und sich dann für eine entscheiden», erklärt Hanni Richner. Eine der Ungarinnen öffnet, fünf bildhübsche junge Frauen rufen lächelnd hallo. In der Wohnung riecht es nach Parfüm und Körperpflegeprodukten. Die Frauen tragen aufreizende Wäsche sowie Stilettos oder hochhackige Lackstiefel. Die offenen Türen gewähren einen Blick in die Zimmer mit raumfüllenden, luxuriösen Betten in dunklem Rot. Sie bieten Cornelia Zürrer und Hanni Richner Wasser an. Momentan laufe nicht viel, und die Ferien stünden vor der Tür, erzählen die Frauen. Eine der Prostituierten fährt deshalb nach Hause. Eine andere ist traurig, ihr fehlt das Geld für die Reise. Mitten im ungezwungenen Geplauder kommt ein junger Mann aus einem der Zimmer, schaut leicht irritiert und verlässt die Wohnung. Die Heilsarmeefrauen sehen ihn beim Weggehen im Hof, rauchend.

Kurz nach Mitternacht: Die Essenstüben leeren sich so langsam, während die beiden ihren Weg fortsetzen. Cornelia Zürrer notiert sich wieder die Namen. «Die Frauen sind offen. Wenn sie uns nicht sehen wollen oder gerade Kundschaft haben, machen sie entweder nicht auf oder rufen uns etwas zu.» Die beiden betreten ein Haus, das von Dominikanerinnen genutzt wird. Die Dauerbaustelle macht einen etwas verwahrlosten Eindruck. Die Heilsarmeefrauen klopfen an jede Tür. Alle Frauen, bis auf eine, sind beschäftigt. Die Prostituierte mittleren Alters öffnet die Tür. Aus der Wohnung dringt starker Zigarrengeruch. Die Begegnung ist kurz. Die Dominikanerin sucht sich ein Sandwich aus und verabschiedet sich. «Ihre Tochter ist auch Prostituierte», sagt Cornelia Zürrer.

Bibellesen international

«Wir möchten nicht missionieren. Doch wenn die Frauen mit religiösen Fragen an uns herantreten, sind wir da», sagt Hanni Richner. Dennoch bietet die Heilsarmee zweimal im Monat Bibellesen für die Prostituierten an. Hanni Richner wählt einen Text, liest ihn und bespricht diesen mit den Frauen. «Gerade die Latinas haben ein grosses Interesse an Religion.» Sie verteilt Bibeln in den Landessprachen der Prostituierten. «Sie sind sehr begehrt», erzählt sie. Viele der Frauen besäßen erstmals in ihrem Leben eine Bibel in der Muttersprache.

Fast jede Sexarbeiterin, die sie kenne, würde das Milieu gerne verlassen, sagt Cornelia Zürrer. Wunder können die Heilsarmeefrauen keine bewirken. Sie klären ab, welche Vorbildung vorliegt oder ob die Frauen etwa schon einen Deutschkurs besucht haben. Und – das ist den beiden sehr wichtig – fragen nach einem Vorstellungsgespräch nach dessen Verlauf.

HEILSARMEE

Schlagkräftige Armee gegen das Elend

URSPRUNG Die Heilsarmee ist eine christliche Kirche mit reformiert-freikirchlicher Prägung und Theologie. Ihre Wurzeln liegen im Methodismus. Sie ist in 126 Ländern vertreten, ihr internationaler Sitz ist in London.

GESCHICHTE Die Heilsarmee entstand zur Zeit der Industrialisierung in den Armenvierteln Londons. Ihr Gründer, der Engländer William Booth (1829–1912), ging mit seiner Frau Catherine als Prediger und Helfer zu Menschen, die im sozialen Elend lebten. Ihr Ziel war, sowohl materielle als auch seelische Not zu lindern nach dem Motto: «Suppe, Seife, Seelenheil».

ORGANISATION Die Heilsarmee ist straff militärisch strukturiert. Dazu gehören militärische Ränge, Uniformen und Symbole. Ihr erster General war William Booth.

MITGLIEDER Sogenannte Soldatinnen und Soldaten. Weltweit: 1,69 Millionen, in der Schweiz: gut 4000.

FINANZIERUNG Interne und externe Spenden und Beiträge der öffentlichen Hand.

ANGEBOTE in der Schweiz Unter anderem 34 soziale Institutionen, 22 Sozialprojekte wie Mittagstische, Quartiertreffs und Beratungsstellen, Flüchtlingshilfe, 57 Glaubensgemeinden und 22 Brockenstuben.

PROJEKT RAHAB Seit 1989 bietet ein Team von drei Frauen im Zweierturnus einmal pro Woche nachts eine Anlaufstelle für Prostituierte im Zürcher Milieu. Die Rahab-Frauen sind zudem mit Lebensmitteln unterwegs. Rahab kommt aus dem Hebräischen und bedeutet «offen, weit; die Offene». Im Alten Testament ist Rahab eine Frau, die zwei von Josua gesandte Kundschafter in ihrem Haus verbirgt und rettet. Sie überlebt dadurch die Einnahme und Zerstörung Jerichos. Je nach Quelle war Rahab eine Hure oder eine Wirtin. Das Rahab-Projekt wird durch Gelder aus der Topfkollekte der Heilsarmee und aus Spenden finanziert. www.heilsarmee.ch



Bevor sie zum Rotlichtmilieu aufbrechen, besprechen sich Cornelia Zürcher und Hanni Richner in den Räumen der Zürcher Heilsarmee. In der Anlaufstelle «Rahab» bereiten sie Häppchen für die Sexarbeiterinnen vor.

Enge schafft Nähe

Als sie kurz nach halb eins zur Anlaufstelle zurückkommen, wartet eine kleine Gruppe Sexworkerinnen. «Es waren schon welche da», teilt eine Prostituierte mit, die den Raum von ihrem Standort aus beobachten kann. Cornelia Zürcher und Hanni Richner grüssen die Frauen freundlich mit einem «Hola, ¿qué tal?» und öffnen die Tür. Die vorherrschende Sprache ist Spanisch. Viele Prostituierte stammen aus Lateinamerika oder aus Spanien. Schnell ist der kleine Raum gefüllt. Ein bunter Kreis von Sexarbeiterinnen sitzt um den Tisch und schwatzt. Cornelia Zürcher und Hanni Richner verteilen warme Beutelsuppe. Auch die Sandwiches, Häppchen und Kuchenstücke finden Anklang. «Wir wollen nicht nur die Frauen bedienen, sondern mit jeder Einzelnen in Kontakt kommen. Deshalb ist es gut, dass der Raum nicht so gross ist», bemerkt Cornelia Zürcher. Zirka sechs passen an den Tisch, mit etwas gutem Willen auch zwei mehr. Dann wird es eng. Eine der Frauen, eine Afrikanerin, hat ein achtmonatiges Kind. Cornelia Zürcher wird später sagen, dass sie sich Sorgen macht, wer es betreut. Eine Prostituierte erzählt am Tisch von einem Trauerfall in der Familie. «Es ist schwierig für die Frauen, zu trauern. Oft können sie gar nicht nach Hause reisen, weil das Geld fehlt.»

Die Tür öffnet sich, und weitere Frauen treten ein. Cornelia Zürcher und Hanni Richner bringen neue, gefüllte Teller. «Heute haben wir zu wenig Salzige und zu viel Süsswaren», sagt Hanni Richner. Einige der Prostituierten sind wählerisch, möchten gerne noch einmal dasselbe essen. Die Rahab-Frauen achten darauf, dass es gerecht zu- und hergeht. «Die Prostituierten kommen aus verschiedenen Kulturkreisen und

sozialen Schichten. Sie haben unterschiedliche Tischmanieren. Deshalb bereiten wir alles vor, schneiden die Sandwiches und Teilchen in handliche Stücke», erklärt Cornelia Zürcher.

Für die rothaarige Heilsarmeeoldatin ist der Glaube das Fundament ihres Lebens. Er gibt ihr Hoffnung. «Manchmal beisse ich mir an bestimmten Themen die Zähne aus. Die Ungerechtigkeit auf der Welt, das Leid und die grosse Not, die gerade jetzt viele Menschen erfahren, sind nicht wirklich zu verstehen», gesteht sie. Als Tochter zweier Offiziere der Heilsarmee gehört Cornelia seit Geburt dieser Kirche an. Später habe sie sich bewusst für eine Mitgliedschaft entschieden. Obwohl es auch Momente gebe, wo ihr alles ein wenig zu eng werde. Cornelia Zürcher ist auch Mitglied der reformierten Kirche. «Der wesentliche Unterschied zur Staatskirche ist für mich, dass die Leute, die bei uns eingeschrieben sind, auch regelmässig zu den kirchlichen Veranstaltungen kommen wie beispielsweise zum Sonntagsgottesdienst.»

Eine Prostituierte, die ihnen schon auf der Strasse begegnet ist, tritt ein. Cornelia Zürcher heisst sie willkommen. Die grosse Frau zeigt ihre Narben auf dem Décolleté. Sie hat eine Brustkrebsoperation hinter sich und ist schon wieder am Arbeiten. Im zweiten Raum schmiert Hanni Richner Brote. Das Salzige ist nun definitiv ausgegangen und Nachschub gefragt. Auch der Kaffee geht zur Neige. Die Kaffeemaschine muss noch einmal ran. Jetzt hat auch Cornelia Zürcher Hunger, isst zwei der selbstbelegten Käsebrötchen. Doch sie hat nicht viel Zeit. Die Sexarbeiterinnen gehen, verabschieden sich. Es ist 1.30 Uhr. Zwei brasilianische Transfrauen nehmen am Tisch Platz. Die mit den langen blonden Haaren war 22 Tage im Gefängnis, da sie ihre Busse nicht zahlen konnte. Sie hatte das Glück, in ein Frauengefängnis zu kommen. Sie durfte dort arbeiten und wurde, wie sie sagt, «gut versorgt».

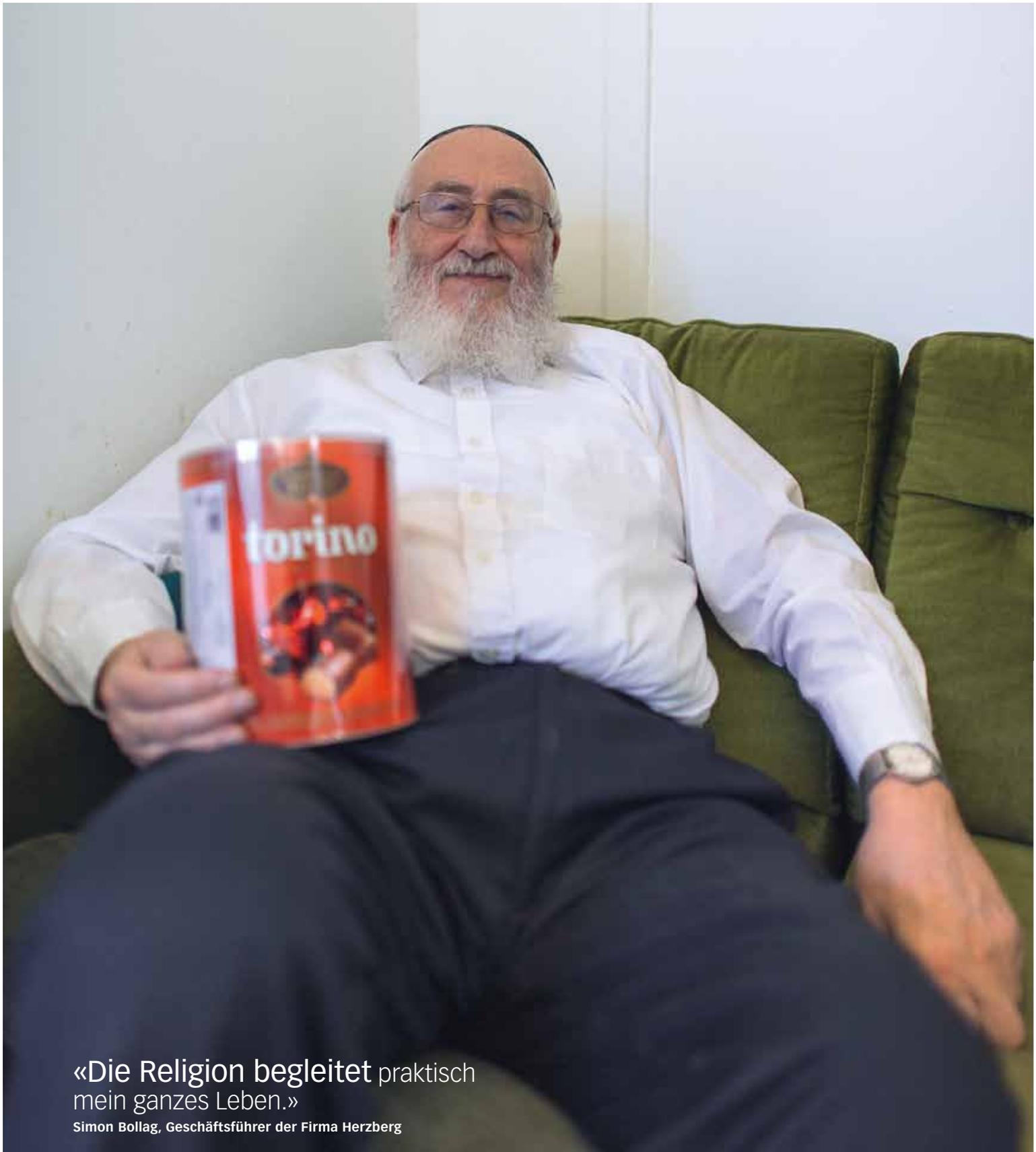
Schlaf heilt

Bis vier Uhr bleiben die Frauen von Rahab in der Anlaufstelle, gehen dann nochmals hinaus in die Nacht, drehen ihre letzte Runde. «Wir begegnen Prostituierten, die wir vorher nicht angetroffen haben. Sie fangen die Freier ab, bevor sie ins Bett gehen», erklärt Hanni Richner. Um fünf Uhr ist Schluss. «Wenn ich ins Bett gehe, ausschlafe und dann aufstehe, habe ich die Geschehnisse der Nacht verarbeitet», sagt Cornelia Zürcher. Die Mutter zweier Jugendlicher von 13 und 17 Jahren kann Privatleben und Beruf gut trennen. In ihrer Freizeit leitet sie den Frauenchor der Heilsarmee, beruflich

«Gerade die Latinas haben ein grosses Interesse an Religion.»

Hanni Richner

ist sie noch als Mediatorin tätig. Auch Hanni Richner findet nach einer guten Portion Schlaf die Energie für ihre Arbeit im Heim. Nächsten Dienstag werden sich die Frauen wieder treffen, diese Nacht Revue passieren lassen und sich mit einem Gebet auf den Einsatz im Rotlichtmilieu einstimmen: «Gott, du kennst alle Frauen mit Namen, und du kennst ihre Situation. Du weisst alles, und wir sind uns bewusst, dass du die Frauen liebst. Gewähre Hilfe für einen Deutschkurs, mach, dass sich für die Frauen Türen öffnen ...» ■



«Die Religion begleitet praktisch
mein ganzes Leben.»

Simon Bollag, Geschäftsführer der Firma Herzberg

REINHHEITSGEBOT

Bei Herzberg ist alles kosher

Für den jüdisch-orthodoxen Kaufmann ist Gottes Wort entscheidend. Nach seinen Gesetzen vertreibt Simon Bollag, Geschäftsführer des Familienunternehmens Herzberg, Schokolade und Käse eigener Produktion.

Text **Annekatri Kaps** Foto **Stefan Zürer**

Kleinere Lebensmittelgeschäfte haben meistens feste Öffnungszeiten und sind ebenerdig gelegen. Nicht so der Laden von Simon Bollag in der Kalkbreitestrasse in Zürich. Hier im Kreis drei leben viele der orthodoxen Juden. Die traditionell gekleideten Männer in ihren schwarzen Anzügen, Hut oder Kippa tragend, und die meist dunkel angezogenen Frauen mit Perücke prägen das Strassenbild. Simon Bollags Geschäft liegt in der zweiten Etage eines Eckhauses und ist gleichzeitig das Büro des Kaufmanns. Es besteht aus zwei Räumen, im kleineren Entree steht Rachel Bollag und telefoniert mit einem ihrer Urenkel. Ihr Mann sitzt hinter einem wuchtigen Schreibtisch im Nebenzimmer und führt ein geschäftliches Telefonat.

«Ich komme gleich», ruft er lächelnd. Als der weisshaarige Mann mit der Kippa auf dem Kopf den Verkaufsraum betritt, strecke ich ihm automatisch meine Hand zur Begrüssung entgegen. Mein gleichzeitiger Gedankenblitz, einen Fauxpas begangen zu haben, kommt zu spät, und Simon Bollag erwidert den Händedruck. Später wird er mir erklären, dass er einer Nichtjüdin in dieser Situation immer die Hand gebe, um sie nicht zu beschämen. Nur einer jüdischen Frau könne er nicht die Hand reichen, das verbiete seine Religion.

Auf dem runden Tisch in der Mitte des einen Raumes steht eine Pralinéschachtel von Torino, im Regal links vom Eingang liegen verschiedene Schokoladentafeln, welche ebenfalls nach Produkten der Marke Camille Bloch ausschauen. Nur die kleingedruckten, hebräischen Buchstaben verweisen auf die koschere Herstellung (siehe Kasten Seite 22). Schoggi und Pralinés werden von der Firma Herzberg, die Simon Bollag gemeinsam mit seinem Sohn führt, beim bekannten Schweizer Chocolatier Camille Bloch in Courtelary (BE) produziert.

Koscher heisst erlaubt

«Unsere Schoggi ist absolut weltbekannt», sagt Simon Bollag mit Nachdruck. Achtzig Prozent der orthodoxen Juden würden Torino oder Ragusa aus der Herzberg-Produktion kennen. In allen jüdischen Ballungszentren werden diese über die entsprechenden Importeure vertrieben.

Der agile 73-Jährige kümmert sich als gelernter Kaufmann um den Vertrieb. Die fünf Jahre Geschäftserfahrung, die er in einer Filiale der israelischen Bank Leumi sammelte, seien ihm als Selbständigem sicher zugutegekommen. Der in Israel lebende Sohn Bernhard leitet die Produktion der 1951 von seinem Grossvater gegründeten Firma.

Herzberg

FIRMA Das Familienunternehmen Herzberg handelt mit Koscher-Produkten.

PRODUKTION Seit 1951 lässt die Firma verschiedene Schokoladen produzieren, seit 1953 bei der Firma Camille Bloch im Berner Jura. Diese stellt 80 000 Kilo Schokolade pro Jahr für Herzberg her. Die Verpackung der koscheren Erzeugnisse ist durch die hebräische Beschriftung unverwechselbar mit den bekannten Camille-Bloch-Produkten.

Die Milch, welche für die 10 bis 15 Tonnen Käse jährlich verwendet wird, kommt von deutschen und schweizerischen Höfen im Allgäu und Thurgau. In Zürich sind die Lebensmittel bei Koscher City erhältlich.

GESCHÄFTSFÜHRER Simon Bollag, 73, ist Kaufmann und Geschäftsführer der Firma Herzberg. Der achtfache Vater hat 56 Enkel und 20 Urenkel. Die Familie Bollag lebt in zehnter Generation in Zürich.

Da Herzberg nur sporadisch im Unternehmen von Camille Bloch kosher fabriziert, müssen alle Maschinen vorher penibel gereinigt werden. «Jedes Fleckchen von nicht koscherer Schokolade muss weg», erklärt Simon Bollag. Allein die Reinigung dauere einige Tage. Das sei ein Kostenpunkt, der sie teurer als andere Schoggi mache.

Während der Produktion kontrolliert ein Begleiter, der sogenannte Maschiach, die Einhaltung der jüdischen Speisegesetze. Neben dem Reinheitsgebot ist bei der Schokoladenherstellung wichtig, dass nur reine Schokolade ohne Geschmacksverstärker oder Emulgatoren verwendet wird. Bei Fragen des christlichen Personals oder etwaigen Unklarheiten wende sich der Maschiach an den zuständigen Rabbiner. Dessen Name muss auf jedem Produkt erwähnt werden, seine Mitarbeit wird ihm vergütet. Die fertigen Köstlichkeiten werden in den Kühlräumen der jurassischen Schokoladenfabrik gelagert.

Eine Auswahl liegt zum Verkauf in der Kalkbreitstrasse auf. «Eigentlich führe ich kein Ladengeschäft, bin nur auf Voranmeldung zu sprechen», sagt Simon Bollag, der täglich in seinem Geschäft anzutreffen ist. Ausser am Sabbat, «da

könnte einer kommen und sagen, ich kaufe für eine Million, da ist nichts zu machen». Simon Bollag lacht. Viele seiner Kunden oder Freunde gehen trotzdem spontan an anderen Tagen vorbei. Die meisten verlangen den ebenfalls von der Firma Herzberg hergestellten Käse.

In zwei grossen Kühlschränken lagern die runden Käselaike diverser Sorten. «Es ist uns nicht erlaubt, sie nach den bekannten Schweizer Käsemarken zu benennen», hält der Geschäftsführer fest. Man könnte es eher als einen im Holzofen produzierten Käse oder als Bergkäse bezeichnen, überlegt Simon Bollag. Die umständliche Beschreibung, um koschere von nicht koscheren Arten zu unterscheiden, ist ihm bewusst. Trotzdem fragt er zur Sicherheit telefonisch beim Sohn in Israel nach. Bernhard Bollag war anfänglich bei jeder Produktion in der Schweiz dabei. Seit 2008 kommt er nur noch hierher, um mit den Bauern im Thurgau, welche die Milch liefern, Verbesserungen zu besprechen.

Milchiges und Fleischiges getrennt

Kunden klingeln, Simon Bollag drückt mir kurzentschlossen das Telefon in die Hand und geht Käse abwiegen. Gekäst wird in der Schweiz, erfahre ich nun direkt von seinem Sohn. Dabei braucht es zwei Maschiachs: Einer überwacht die anfängliche Reinigung, der andere ist bis zum Ende der mehrstündigen Produktion dabei.

Das Verfahren unterscheidet sich insofern von der traditionellen Käseherstellung, als kein tierisches Lab verwendet werden darf. Das Milchige vom Fleischigen zu trennen, ist einer der entscheidenden Aspekte der Speisegesetze. Das Enzym Lab, welches die Milch eindicken lässt, ohne dass sie sauer wird, kann heutzutage mit mikrobiellem Lab hergestellt werden. Die religiösen Vorschriften seien schon eine komplizierte Angelegenheit, meint Bernhard Bollag abschliessend.

Neben den beiden Maschiachs habe er noch einen weiteren Mitarbeiter, erzählt der Vater weiter. In Teilzeitarbeit verpacke dieser den Käse. Eine andere Angestellte übernimmt bei Abwesenheiten die organisatorischen Aufgaben der Firma.

Simon Bollag kommt bei den vielen Kunden an diesem Nachmittag kaum nach mit Käseabschneiden, Abwiegen, Verpacken und Geldeinkassieren. Er gibt mir ein Stück vom Bergkäse zum Probieren, der cremig und mild schmeckt. Ob ich in einer Blindverkostung von kosher und traditionell hergestellten Käsen das Original erkennen würde, bin ich mir nicht sicher.

Ein Bergkäse, ähnlich dem Gruyère, und der Mutschli sind ebenfalls im Laden vorrätig. In seinem Privathaus lagert Simon Bollag in riesigen Kühlschränken weitere Käsesorten, einschliesslich Pizza- und Fetakäse. Zum Lichterfest Chanukka steige der Käseabsatz in der Schweiz unter der jüdischen Bevölkerung jeweils an. Nicht nur bei den zahlreichen Fonduepartys und Raclette-Einladungen ist der koschere Käse gefragt. «Mit Käse können Sie ein günstigeres Essen als mit Fleisch zubereiten», sagt Simon Bollag.

Veganer als Kunde

Dreimal täglich geht der gebürtige Zürcher in die Synagoge. «Die Religion begleitet praktisch mein ganzes Leben.» Vor dem morgendlichen Gottesdienst studiert er zusätzlich den Talmud. Über den Tag verteilt finden in den Synagogen im Quartier so viele verschiedene Gottesdienste statt, dass «man es sich jeden Tag aussuchen kann, wie es einem bequem ist». In diversen jüdischen Tagesschulen für Mädchen hält er gelegentlich Vorträge, wie beispielsweise zur Vorbereitung auf den Versöhnungstag Jom Kippur, den höchsten jüdischen Feiertag.

Über seinen Verdienst und den Umsatz des Geschäftes möchte Simon Bollag nicht sprechen. Doch es sei genug zum Leben. «Selbstverständlich spende ich zehn Prozent meines Einkommens an die jüdischen Institutionen», das sei vom Religionsgesetz so geregelt. Das Geld werde für Schulen, aber auch für arme Leute in Israel verwendet. Für diese sei das Leben in einer Grossfamilie bei den kleinen Einkommen und den hohen Steuern praktisch unmöglich. Ausserdem gibt er zu bedenken, dass «kein Land der Welt für den Krieg so viel Geld vom Bruttosozialprodukt ausgibt wie Israel».

Dass er an seinem Beruf den menschlichen Kontakt liebt, glaubt man dem jovialen Mann mit den vielen Lachfältchen unbesehen. «Und es macht mich stolz, etwas zur Religion beizutragen oder für die Leute.» Amüsiert berichtet er, dass seine Süssigkeiten nicht nur in seinem jüdischen Umfeld geschätzt werden. Einer seiner Kunden war zwar lediglich Veganer, habe aber unbedingt seine Produkte gewollt und sogar via Internet damit gehandelt. Obwohl koschere Schoggi teurer ist, «hat er nur dem Rabbiner vertraut, dass in der dunklen Schokolade wirklich keine Milch drin ist». ■

RELIGIÖSE VORSCHRIFTEN

Mit Gottes Wort

SPEISEGESETZE Die Kaschrut (die jüdischen Speisegesetze) regeln die Zubereitung der Lebensmittel, welche in erlaubte – auf Jiddisch kosher – und nicht erlaubte – treife – eingeteilt werden. Die Grundlagen der religiösen Vorschriften stammen aus der Thora und betreffen drei Aspekte: zum einem die Unterscheidung von erlaubten und nicht erlaubten Tieren, zum anderen das Verbot des Blutgenusses und drittens die Trennung von fleischigen und milchigen Lebensmitteln. Der zuständige Rabbiner beantwortet die Fragen zur Einhaltung und Auslegung der Kaschrut. Sein Name wird aus diesem Grunde auf den Erzeugnissen vermerkt.

FEIERLICHKEITEN Das jüdische Jahr geht ebenfalls von der Thora aus. Die Monate werden nach den Monden gezählt. Durch Schaltmonate werden die kürzeren Mondmonate im Jahr ausgeglichen. Deshalb fallen die Feiertage jedes Jahr auf andere konventionelle Kalendertage. Das jüdische Lichterfest Chanukka wird so Ende November oder Anfang Dezember gefeiert. Der Sabbat ist als Ruhetag für orthodox lebende Juden heilig und arbeitsfrei. Er beginnt mit dem Eindunkeln am Freitagabend und endet mit der Dunkelheit am Samstag.

ISLAMISCHES BANKING

Geld verwalten im Einklang mit der Scharia

Muslime, die ihre Finanzen nach islamischem Recht verwalten, nutzen das islamische Banking. Auf diesem Terrain arbeitet der Banker Fares Mourad – weniger aus religiöser Überzeugung, als aus dem Selbstverständnis heraus, ein Brückenbauer zwischen dem islamischen und dem herkömmlichen westlichen Finanzsystem zu sein.

Text **Nicola Mohler** Foto **Simone Gloor**

An Heiligabend lasen mein Vater und ich abwechselnd die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel und aus dem Koran vor.» Fares Mourad trägt zwei Kulturen in sich: die muslimisch-arabische und die christlich-europäische. Als Kind eines Damaszeners und einer Berliner war es für ihn selbstverständlich, beide Kulturen zu leben. In ihrem Haus in Damaskus war der geschmückte Weihnachtsbaum so normal wie die Feierlichkeiten zum Ende des Fastenmonats Ramadan.

Heute liest Fares Mourad mit seinen Kindern beide Weihnachtsgeschichten. Inzwischen lebt der 51-Jährige aber nicht mehr in der syrischen Hauptstadt, sondern in Zürich. Vor 15 Jahren zog der grossgewachsene Mann in die Schweiz. Damals realisierte er, dass sich sein bisheriger Werdegang zwischen Ost und West bewegt hatte: Kindheit in Syrien, Wirtschaftsstudium in Jordanien, erste Berufserfahrungen in Deutschland und Luxemburg. «Bis dahin schlug ich unbewusst eine Brücke zwischen zwei Kulturen, zwischen zwei Religionen», sagt Fares Mourad. Jetzt wollte er auch beruflich die Rolle ausüben, in die er hineingeboren worden war. Er nimmt sein Schicksal in die Hände und arbeitet seit 2000 als Mittler zwischen Okzident und Orient – zwischen dem herkömmlichen westlichen und dem islamischen Finanzsystem.

Bezug zur Realwirtschaft

Fares Mourad unterstützt unter anderem strenggläubige Muslime, ihre finanziellen Angelegenheiten in Einklang mit den religiösen Regeln zu tätigen. Nach Stationen bei grossen Finanzinstituten wie UBS und Credit Suisse macht er dies seit einem Jahr im eigenen Unternehmen «Peak Values». In der Nähe des Hauptbahnhofs Zürich bietet er zusammen mit drei Partnern Finanzdienstleistungen an.

Die Räumlichkeiten von Peak Values unterscheiden sich nicht von anderen urbanen Bankbüros: Laptops, Papierstapel, Mitarbeiter in gebügelten Hemden. Nur zwei Hinweise auf die arabische Kultur sind zu erkennen: die Kaffeetasse mit dem Aufdruck eines karikierten Kamels sowie die Duftstäbchen in einem Glas mit gemalten Palmen und Dromedaren. Der Unterschied liegt im Angebot. Eine Spezialität des jungen Unternehmens ist die nach islamischem Gesetz, der Scharia, konforme Vermögensverwaltung. Fares Mourad

berät sowohl islamische als auch nichtislamische ausländische Finanzinstitute, die etwa ein konkurrenzfähiges Finanzprodukt kreieren wollen, das aber den Regeln des Islam nicht widerspricht.

Er kann dabei auf seine langjährige Erfahrung zurückgreifen: Bei der UBS lancierte er islamische Fonds, bei der Credit Suisse führte er ein islamisches Portfoliomanagement ein, und bei der damaligen Bank Sarasin baute er das islamische Private Banking auf.

ISLAMISCHES BANKWESEN

Zinslose Finanzwirtschaft

QUELLEN Wie Muslime mit ihrem Geld umzugehen haben, klären der Koran, die Sunna – als überlieferte Handlungsweisen des Propheten Mohammed die Richtschnur muslimischer Lebensweise – und das islamische Recht. Da alle drei Quellen aber verschieden ausgelegt werden können, herrscht kein universeller Konsens über die Handhabung des islamischen Banking.

ZINSVERBOT Der Koran verbietet Muslimen, bei Gelddarlehen Zinsen zu nehmen. Niemand, so auch nicht die Banken, darf weder Zinsen verlangen noch bezahlen. An die Stelle des verzinsten Darlehens treten andere Rechtsgeschäfte meist in Form von Leasing oder Miete. Dabei trägt die Bank wie beim konventionellen Finanzgeschäft gewisse Risiken, für die sie entlohnt wird.

RISIKOTEILUNG Der Investor ist sowohl am Gewinn wie auch am Verlust beteiligt. Dies gilt ebenso, wenn der Investor sein Investment in Form von Fremdkapital zur Verfügung stellt.

SPEKULATIONSVERBOT Nicht erlaubt in der islamischen Welt sind Spekulationen und die Übernahme von nicht quantifizierbaren Risiken, zum Beispiel die Ernte eines Apfelbaums zu kaufen,

wenn nur die Blüten zu sehen sind. Options- und Futures-Kontrakte sowie klassische Forward-Geschäfte sind ebenfalls verboten.

VERBOTENE GESCHÄFTE Neben Investitionen in Finanzinstitute, die Zinsgeschäfte tätigen, sind Investitionen in die Produktion von Alkohol, Tabak oder Schweinfleisch sowie in Bereiche des Glücksspiels, der Pornographie und der Prostitution verboten.

SCHARIA-RAT Die meisten Banken verfügen über einen Scharia-Rat: Islamische Rechtsexperten prüfen die Vereinbarkeit der von der Bank anzuwendenden Finanztechniken und Vertragskonstruktionen mit dem islamischen Recht.

ENTWICKLUNG In den 1960er-Jahren eröffnete sich Muslimen mit der Gründung der ersten islamischen Bank in Ägypten eine Alternative zum kapitalistischen westlichen Finanzsystem. Mit dem Ende der Kolonialzeit und den Erdöleinnahmen in den Golfstaaten erlebten die islamischen Banken einen Aufstieg. Gemäss Weltbank existieren heute 400 islamische Finanzinstitute in 58 Ländern. Heute bieten auch westliche Banken zunehmend Finanzprodukte an, die dem islamischen Recht entsprechen.



Legt das Geld seiner Kunden Scharia-konform an: der Banker Fares Mourad, hier in einer begehbaren Kunstinstallation unweit seiner Firma in der Zürcher Innenstadt.

Zwischen dem herkömmlichen Bankensystem im Westen und dem islamischen sieht Fares Mourad viele Unterschiede. Aber das stets als Hauptdifferenz genannte Zinsverbot sei nicht die wichtigste. «Das Zinsverbot ist nicht die oberste Vorgabe der islamischen Theologie, sondern ein Instrument, um soziale Verantwortung und Gerechtigkeit zu erreichen.» Geld mit Geld zu verdienen, entspreche nicht der islamischen Ethik. Darüber hinaus werde es als sozial ungerecht empfunden, einen Schuldner zusätzlich mit Zinsen zu belasten. Fares Mourad wählt die Worte mit Bedacht, lässt hier und dort ein englisches Wort in den deutschen Satz einfließen und erklärt die trockene Materie mit Beispielen aus dem Leben. Dazu hält er ab und an inne, scheint Gedanken und Wörter zu sammeln, bevor er auf den Punkt kommt. Neben Zinsen, Spekulationen und Glücksspielen sind für einen Muslim gemäss dem Koran Geschäfte verboten, die mit Alkohol, Schweinefleisch oder Pornographie zu tun haben. Den Handel mit Waffen untersagt der Koran zwar nicht explizit, er sei aber aus moralischen Gründen zu vermeiden, präzisiert der Banker.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden Systemen liegt für ihn im Bezug zur Realwirtschaft. Jeder Geldbewegung muss im islamischen Banking ein Sachwert zugrunde liegen. «Derivate oder Leerverkäufe gibt es keine», sagt Fares Mourad. «Hätten die Finanzmärkte 2008 nach islamischen Regeln funktioniert, wären sie nicht derart explodiert», ist er überzeugt.

«Will ein islamisches Finanzinstitut ein strukturiertes Produkt wie Partizipationsscheine islamisch haben, suchen wir nach einer Lösung.» Dazu arbeitet er eng mit den islamischen Rechtsgelehrten des Bankinstituts zusammen (siehe Kasten Seite 23). Sie entscheiden, ob sein Lösungsvorschlag mit dem Islam vereinbar ist oder nicht. Danach macht sich Fares Mourad an die Ausarbeitung der Details. «Mit unserem fertigen

Vorschlag gehen wir wiederum zu den Gelehrten. Erst wenn sie dem vorgeschlagenen Produkt das religiöse und juristische Okay erteilen, können es die Berater ihren Kunden präsentieren.»

Weil die äusserst komplexe islamische Rechtsordnung immer wieder neu ausgelegt werden muss, kennt das islamische Banking keine Standardisierung. Akzeptieren also malaysische Rechtsgelehrte ein von Fares Mourad vorgeschlagenes Finanzprodukt, heisst das nicht automatisch, dass dieses Produkt in den Golfstaaten anerkannt wird.

Eintritt ins Paradies

Doch wer legt sein Geld nach Regeln an, die im 7. Jahrhundert verwurzelt sind? Fares Mourads Kunden verfolgen unterschiedliche Ziele: Ein Drittel sind gläubige Muslime, die ihr Geld gemäss dem islamischen Recht anlegen. «Im Koran steht, was

ein Gläubiger zu erfüllen hat, damit er ins Paradies kommt.» Dieser Kunde will also sein Nachleben regeln. Ein anderes Drittel sind Kunden, die den Islam zwar praktizieren, das islamische Banking aber für Humbug halten. Deshalb legen sie ihr Geld über Fares Mourad im westlichen Finanzsystem an. Bleiben die Opportunisten. Sie entscheiden je nach Rendite und Preis, ob sie ihr Geld nach islamischen Regeln verwalten. «Allahs Option bekommen sie gratis mitgeliefert», scherzt Fares Mourad. Selbst nicht strenggläubig, legt er sein Geld nicht konsequent nach den Regeln des Islam an. Er achtet aber darauf, dass seine Anlagen eine Verbindung zur realen Wirtschaft hätten und ethisch vertretbar seien. So investiere er beispielsweise nicht in Tabakproduzenten oder in Unternehmen, die ihre Mitarbeiter ausnützen oder Kinder arbeiten lassen.

Das weltweite Vermögen im islamischen Banking wird auf 1,8 Billionen US-Dollar geschätzt. Grösster Umschlagplatz des islamischen Finanzsystems ist Kuala Lumpur mit einem verwalteten Vermögen von 137 Milliarden US-Dollar, gefolgt von Dubai mit 74 Milliarden und London mit 19 Milliarden. Wie viel Geld in der Schweiz mit dem islamischen Finanzsystem verdient wird, sei schwierig zu schätzen. «Erstens gibt es in der Schweiz keine islamischen Banken. Und zweitens wird das islamische Geschäft bei konventionellen Banken nicht publiziert. It is a black box», sagt Fares Mourad. Bis heute dominiert in muslimischen Ländern zwar das herkömmliche Bankensystem. Doch das islamische Banking birgt Wachstumspotenzial: Immer mehr Produkte der konventionellen Finanzindustrie werden heute von Banken auch Scharia-konform angeboten.

Noch in den Kinderschuhen

Das konventionelle westliche Bankgeschäft entstand Mitte des 15. Jahrhunderts – die erste islamische Bank hingegen in den 1960er-Jahren in Ägypten. Das vergesse gern, wer beide Systeme miteinander vergleiche. «An das islamische Banking werden hohe Erwartungen gestellt. In den knapp 50 Jahren hat es Fortschritte vorzuweisen. Doch um sagen zu können, das Experiment Islamic Banking sei erfolgreich, ist es noch zu früh.» Fares Mourad bringt das Beispiel eines westlichen und eines muslimischen Zuckerhändlers: Im Westen kauft ein Zuckerhändler Futures, eine Art börsengehandeltes Termingeschäft, um den Preis des Zuckers über das ganze Jahr hinweg zu stabilisieren. Ein muslimischer Händler möchte dies auch tun, nur steht ihm im islamischen Banking kein vergleichbares Finanzprodukt zur Verfügung. Weil er denkt, der Preis sei tief, erwirbt er die ganze Ware zu Beginn des Jahres. Während er also sein ganzes Kapital einsetzt, gibt der Händler im Westen nur einen Teil seines Geldes aus. Fällt danach der Zuckerpreis, profitiert er. «Die islamische Forschung hat noch keine islamische Alternative zu Futures entwickelt.» Solange die grosse Palette von konventionellen Finanzdienstleistungen nicht ins islamische Banking «übersetzt» ist, bleibt der Brückenbauer Fares Mourad gefragt. Und da ständig neue konventionelle Finanzprodukte auf den Markt kommen, dürfte er noch viele Jahre zwischen dem konventionellen und dem islamischen Finanzsystem vermittelnd tätig sein. ■

Fares Mourad, 51, als Sohn einer Deutschen und eines Syrers in Damaskus aufgewachsen, studierte in Jordanien «Economics and Accounting». Er hält ein Post-Graduate-Diplom in Islamic Finance des Institute of Islamic Banking & Insurance, London, und einen Executive-Master-Abschluss in Economic Intelligence und Strategischem Management von der Ecole de Guerre Economique, Paris. Seit 1997 wohnt er in der Schweiz. Bei der UBS betreute Fares Mourad den Aufbau des islamischen Asset-Management-Angebots, bei der Credit Suisse verantwortete er die Entwicklung und den Aufbau des islamischen Finanzbereichs. Für die damalige Bank Sarasin schuf er die erste vollständige und umfassende «Islamic Finance Private Banking»-Plattform in der Schweiz und in Europa. Sein 2013 gegründetes Unternehmen Peak Values bietet neben der klassischen Vermögensverwaltung auch Beratung und Expertise im islamischen Finanzsystem an.



Q U E R E I N S T I E G

«Ithaka ist letztlich eine Berufsausbildung»

Kommendes Jahr bietet die Universität Bern eine Ausbildung zum reformierten Pfarrer für Quereinsteiger an. Studienkoordinator Stefan Münger sagt, für wen sich das Intensivstudium in Theologie für Akademiker (Ithaka) eignet und warum der verkürzte Lehrgang nur einmal durchgeführt werden soll.

Interview **Salomé Weber** Fotos **Stefan Zürcher**

Stefan Mürger, nehmen wir an, Sie hätten in Physik doktoriert und nach Ihrem Abschluss keine geeignete Stelle gefunden. Würden Sie sich für den Studiengang «Ithaka» anmelden?

Als Physiker von Mitte vierzig wäre ich aufgrund meines Studiums in der Lage, vieles physikalisch zu erklären. Die Auseinandersetzung mit existenziellen Fragen könnte mich aber zu einer Umorientierung bewegen und zu «Ithaka» führen. Leute aus technischen Berufen verspüren mit zunehmendem Alter vielfach das Bedürfnis, in der zweiten Hälfte ihres Arbeitslebens mit Menschen statt Maschinen zu arbeiten.

Warum bietet die Universität Bern neu ein verkürztes Theologiestudium an?

Bereits in den 1960er-Jahren und Mitte der 1980er Jahre bot die Theologische Fakultät zusammen mit den evangelisch-reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn je ein Quereinsteigerprogramm an. Damals wie heute befürchtete die Kirche, das Pfarrpersonal könnte ausgehen. Da es um 2020 in den Kirchen eine Pensionierungswelle geben wird, haben sich die drei Partner Kirche, Staat und Universität entschlossen, ein einmaliges Angebot zu entwickeln, um zusätzliches Pfarrpersonal zu rekrutieren. Die Synode – das Kirchenparlament – gab 2012 dem Synodalrat den Auftrag, die Möglichkeit einer solchen Spezialausbildung und deren Durchführbarkeit prüfen zu lassen.

Wie haben Sie den Lehrplan erarbeitet?

Eine Projektgruppe mit Vertretern aus Kirche und Universität klärte die Machbarkeit ab. Nicht nur die Studieninhalte, sondern auch die Dauer der Ausbildung waren wichtige Kriterien. Eine reguläre theologische Ausbildung dauert sechs Jahre: fünf Jahre Studium und ein Jahr Vikariat. Wir bieten nun eine Ausbildungszeit von vier Jahren an. Diese Vollzeitausbildung ist relativ lang, insbesondere für Personen, die mitten im Berufsleben stehen und sich umorientieren wollen. Im Alter zwischen 35 und 45 noch einmal zurück an die Universität zu gehen und dazu den Lebensstandard deutlich zu senken, ist eine Herausforderung.

Wer ist der ideale Quereinsteiger?

Der Studiengang setzt einen universitären Master voraus. Das ursprüngliche Studienfach ist nicht entscheidend. Mit dem Masterabschluss stellen wir sicher, dass die Kandidaten in methodischer Hinsicht auf dem akademischen Niveau sind, welches das sehr dichte und intensive Studienprogramm voraussetzt.

Besteht nicht die Gefahr einer Schnellbleiche?

Eine Schnellbleiche wäre es, wenn wir den zu vermittelnden Stoff reduzieren und auf vertiefende Elemente, wie zum Beispiel Seminare, verzichten würden. Die Wissensvermittlung wie auch die Vertiefung sind aber gleich gewichtet. Ebenso ist die Reflexion des Gelernten, die theologische Transferleistung, gewährleistet. Wir geben den Ithaka-Studierenden

weniger Zeit als regulären Studierenden. Dennoch schreiben sie ihre Masterarbeit unter den gleichen Bedingungen, und die Professoren begutachten die Arbeit unter den gleichen Kriterien wie bei regulär Studierenden.

Worauf verzichtet das verkürzte Studienangebot?

Im Studienplan sind alle Wahlbereiche gestrichen, die ein Studium bunt und individuell machen. Im regulären Theologiestudium heisst etwa ein halbjähriges Modul «Freie Leistungen». Dieses erlaubt den Studierenden, Veranstaltungen an anderen Fakultäten zu besuchen. Weil die Kandidaten von Ithaka bereits Lehrinhalte und Methoden aus einem anderen wissenschaftlichen Feld mitbringen, haben wir darauf verzichtet. Wie die regulären Studierenden werden die Quereinsteiger Methoden erlernen. Anders als ihre Kommilitonen werden sie jedoch nicht die Möglichkeit haben, die

«Die einmalige Durchführung des Studiengangs ist eine Sondermassnahme.»

Methoden in weiteren Veranstaltungen einzuüben. Die Bibelwissenschaft ist hierfür ein gutes Beispiel: Die Aussagen und Bedeutungen alter Texte zu verstehen und sie für die heutige Zeit verständlich und fruchtbar zu machen, sind Grundaufgaben eines jeden Theologen. Die Absolventen von Ithaka müssen ihr methodisch-reflektiertes, theologisches Denken unter Beweis stellen, ohne Übungskurse zu besuchen.

Die Universität Bern hat das Angebot im Sommer lanciert, die Einschreibungen sind abgeschlossen. Ist es nur eine Chance für Kurzentschlossene, die das Glück hatten, im richtigen Zeitpunkt eine Neuorientierung zu wagen?

Ja, das ist tatsächlich so. Es ist eine einmalige Möglichkeit, die im Jahre 2015 für maximal 20 Personen beginnt. Im Juni 2014 haben wir offiziell informiert, die Bewerbungsfrist endete im Oktober. Bis Ende Januar 2015 klären wir ab, ob einerseits die Bewerber die Bedingungen für das Universitätsstudium erfüllen und ob andererseits die reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn bereit sind, die Bewerbenden finanziell zu unterstützen und später in den Kirchendienst aufzunehmen.

Verfolgen die Theologische Fakultät Bern und die Kirchen Bern-Jura-Solothurn dasselbe Ziel?

Ithaka ist ein Studienprogramm, das nicht nur ein akademisches Studium umfasst, sondern mit dem Vikariat auch eine praktische Ausbildung. Wer ein Stipendium bekommt, verpflichtet sich nach Abschluss, im Kirchengebiet Bern-Jura-Solothurn zu arbeiten. Ithaka ist letztendlich eine Berufsausbildung. Die Fakultät fokussiert ihrerseits darauf, Akademiker mittels eines Intensivstudiums zu einem Master in Theologie zu führen. Die Universität kann die Studierenden auch auf

«Der Pfarrberuf ist heute nicht mehr mit denselben Werten wie früher verbunden.»



Stefan Mürger, 1967

in Bern geboren, studierte an der Universität Bern Theologie. 1995 wurde er in den Kirchendienst aufgenommen, arbeitete jedoch nie als reformierter Pfarrer. Der promovierte Palästina-Archäologe ist Studienkoordinator der Theologischen Fakultät an der Universität Bern und Co-Direktor des «Kinneret Regional Project», eines internationalen archäologischen Forschungsprojekts am See Genezareth. Stefan Mürger ist verheiratet und Vater einer Tochter.

eine weiterführende universitäre Karriere lenken, denn die Quereinsteiger bekommen einen vollwertigen Master in Theologie, der zum Beispiel zu einem Promotionsstudium führen könnte.

Besteht auch an der Universität ein Mangel an theologischem Nachwuchs?

Nicht nur in der Theologie fehlt der akademische Nachwuchs, sondern auch in vielen anderen Fächern der Geisteswissenschaften. Meistens ist das Berufsleben für Studienabgänger interessanter, als weitere Wissenschaftsstudien mit geringen finanziellen Anreizen zu betreiben.

Steht das Quereinstiegsstudium in Konkurrenz zum regulären Theologiestudium?

Ich denke nicht. Wir haben die Studierenden bei der Erarbeitung des Quereinstiegsangebotes miteinbezogen. Den regulären Studierenden sind die freiere Wahl der Lehrveranstaltungen und die Zeit zur Reflexion wichtig. Sie haben ein breiteres Studienangebot und können im Ausland studieren. Die Ithaka-Studierenden fahren keinen Sonderzug, sondern besuchen dieselben Pflichtkurse wie die regulären Studierenden und legen dieselben Prüfungen ab.

In den einzelnen Veranstaltungen nehmen sowohl reguläre Theologiestudierende als auch Quereinsteiger teil?

Absolut. Beide Gruppen studieren zusammen. Dass Jüngere und Ältere zusammen studieren, ist an unserer Fakultät nichts Aussergewöhnliches.

Warum findet der Ithaka-Studiengang nur einmal statt?

Der Aufwand für dieses Programm ist enorm hoch, wir können ihn nicht jährlich leisten. Auch für die Kirche besteht ein hoher finanzieller und personeller Aufwand.

Ist Ithaka eine nachhaltige Antwort auf den Pfarrermangel?

Ja. Der voraussichtliche Pfarrermangel zwischen 2020 und 2025 ist ein kritisches Ereignis, auf das Ithaka die Antwort ist. Die Frage, wie es danach weitergeht, ist berechtigt und hängt auch von der demografischen Entwicklung in der Schweiz ab. Die einmalige Durchführung von Ithaka ist eine Sondermassnahme, um dem bevorstehenden Pfarrermangel entgegenzuwirken. Ein ständig angebotenes Quereinstiegsprogramm würde das reguläre Theologiestudium womöglich konkurrenzieren, was unsererseits sicherlich nicht erwünscht wäre.

Werden die ausgebildeten Ithaka-Theologen 2019 eine Stelle finden?

Ja, ich gehe mit grosser Sicherheit davon aus. Die Kirche hat die Situation genau analysiert. Die Zusage für ein Ithaka-Stipendium ist gleichzeitig eine Zusage für eine spätere Stelle.

Das Berufsbild des Pfarrers hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Berücksichtigt der Studiengang aktuelle gesellschaftliche Tendenzen wie die Aneignung interreligiöser Kompetenzen?

Die Theologische Fakultät Bern hat ihr Studienangebot in diese Richtung weiterentwickelt und bietet seit knapp zehn Jahren den Studiengang «Interreligiöse Studien» an. Die Universität bietet eine Bildung, nicht eine praktische Ausbildung. Wir sind bemüht, mit fundiertem Sachwissen zu einem modernen Berufsbild hinzuführen. Wir verzichten aber nicht auf wissenschaftliche Grundlagen und das theologische Denkgebäude. Auch sind wir daran interessiert, angehenden Theologen ein verbindendes und vernetztes Denken mitzugeben. Die Abgänger müssen mit einem modernen, methodisch-reflektierten akademischen Wissen – einer Art akademischer Kalibrierung – in die Berufspraxis einsteigen. Das praktische Handwerk erlernen sie danach im Vikariat.

Wie erklären Sie sich den Pfarrermangel angesichts der Tatsache, dass die Mitgliederzahl der reformierten Landeskirchen stetig abnimmt?

Ich vermute, dass die Tatsache, dass immer mehr Pfarrer Teilzeit arbeiten, ein Grund dafür ist, weshalb die Kirchen mehr Pfarrpersonal brauchen. Die Studierendenzahlen im Fach Theologie schwanken schweizweit. An der Universität Bern hatten wir 2014 mit über zwanzig Studienanfängern einen guten Jahrgang. In anderen Jahren ist die Zahl der Erstimmatrikulierten tiefer. Diese Schwankungen sind nicht vorhersehbar. Der Pfarrberuf ist heute nicht mehr mit denselben Werten wie früher verbunden: Die klassische Bildungsbürgerfamilie, in der ein Sohn Jurist, der andere Mediziner und der dritte Pfarrer wird, gibt es nur noch selten.

Sollten gesellschaftliche Reize geschaffen werden, um dem Mitgliederschwund in der Kirche entgegenzuwirken?

Ich bin kein Experte auf diesem Gebiet. Mir scheint, dass es noch nie «hip» war, in die Kirche zu gehen. Für viele Menschen hat die Kirche nichts mit Coolness oder Freizeitgestaltung zu tun. Sie suchen einen Ort, um in ruhiger Atmosphäre ihre Spiritualität oder ihre Religiosität ausleben und reflektieren zu können. Heute ist die Konkurrenz für die Kirche

«Mit 40 Jahren zurück an die Universität zu gehen, ist eine grosse Herausforderung.»

enorm gross. Hunderte von Angeboten versprechen, auch religiöse oder spirituelle Bedürfnisse zu befriedigen. Dieser Tatsache kann die Kirche nicht aus dem Weg gehen. Wir Reformierten sollten deshalb ein klares Profil haben und so erkennbar bleiben.

Ist der Quereinstiegsstudiengang der heutigen Zeit angepasst?

Darin, dass die Kirchen mit diesem Programm nicht alleine auf theologische Kompetenzen setzen, sondern für den Quereinstieg Menschen aus ursprünglich anderen Berufsständen rekrutieren, sehe ich eine Öffnung der Kirche. ■

B E R U F P F A R R E R

Ein Mangel, zwei Lösungsversuche

AUSRICHTUNG Die Theologischen Fakultäten der Universitäten Bern, Basel, Zürich und Genf unterrichten die evangelisch-reformierte Glaubensrichtung, in Luzern und Fribourg wird die römisch-katholische Haltung vermittelt.

THEOLOGIESTUDIUM Fünf Jahre für ein reguläres evangelisch-reformiertes Theologiestudium plus ein Jahr Praxisausbildung, das Vikariat.

WENIG STUDIENANFÄNGER Seit den 1980er-Jahren sank die Anzahl Studienanfänger eines Vollstudiums in evangelischer Theologie von rund 200 Personen auf durchschnittlich 50 Personen.

WENIG PFARRER Zwischen 2009 und 2014 wurden jährlich rund 40 Personen ordiniert, das heisst in die Dienstgemeinschaft der reformierten Geistlichen aufgenommen. Nicht alle Ordinierten arbeiten als Pfarrer. 2012 gab es rund 2000 reformierte Pfarrerinnen und Pfarrer in der Deutschschweiz.

LOHN Eine reformierte Pfarrperson verdient je nach Kanton zwischen 89 500 und 172 713 Franken jährlich (2012).

PFARRERMANGEL BIS 2025 Seit 2000 wurden in der Deutschschweiz durchschnittlich 50 Gemeinde- und Spezialpfarrer pro Jahr pensioniert. Ab 2020 soll die Zahl auf 70 Personen jährlich steigen.

QUEREINSTIEG 1: QUEST

Das Konkordat der deutschsprachigen evangelisch-reformierten Landeskirchen möchte dem Pfarrermangel mit einem Quereinstiegsstudiengang «Quest» an den Universitäten Basel und Zürich entgegenwirken. Ein Entwurf stiess im Januar 2014 bei den Kirchen auf Zustimmung; er wurde aber nicht umgesetzt, weil ihn die Theologische Fakultät der Universität Zürich aus rechtlichen Gründen kritisierte. Daraufhin erarbeiteten die Theologischen Fakultäten der Universitäten Basel und Zürich einen Vorschlag, der auf Universitätsseite Unterstützung finden soll. Und die Konkordatskirchen prüften alternative Wege. Ein Steuerungsausschuss des Konkordates präsentierte Ende November 2014 erste Ergebnisse. Ob Quest wie erhofft ab Herbst 2015 an den beiden Universitäten angeboten wird, war bei Redaktionsschluss offen.

QUEREINSTIEG 2: ITHAKA

Die evangelisch-reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn sind vom Konkordat der deutschsprachigen Landeskirchen ausgenommen und führen ab Herbst 2015 in Zusammenarbeit mit der Universität Bern einmalig ein Ausbildungsprogramm für Quereinsteiger in Theologie durch. «Ithaka Pfarramt» steht für «Intensivstudium Theologie für Akademikerinnen und Akademiker mit Berufsziel Pfarramt» und dauert drei Jahre plus ein Jahr Lernvikariat. Die Ausbildung wird mit einem Staatsexamen, der Ordination, und der Aufnahme in den Kirchendienst abgeschlossen. Voraussetzung ist ein universitärer Masterabschluss oder ein Lizentiat. Die Alterslimite für die Zulassung ist so festgelegt, dass Absolvierende noch mindestens zehn Jahre in einem Pfarramt arbeiten sollen. Bis zu 20 Personen können Ithaka absolvieren, beworben haben sich 28 Personen. Das dreijährige Studium ist für die Universität Bern kostenneutral. Die Kirchen Bern-Jura-Solothurn haben einen Stipendienbetrag von 3 Millionen Franken reserviert. Den Vikariatslohn bezahlt der Kanton Bern.